

Die dunklen Wasser des Rheins; Erzählungen

Der Heilige an den Pforten

I.

Bonifatius liebte den Klang der Glocken. Er wartete. Er erwartete ihn, an manchen Tagen voller Ungeduld. Noch bevor der Klang der bronzenen Klangkörper, die inzwischen haushoch sich auftürmenden Mauern, der allgegenwärtigen, alltäglichen Alltagsgeräusche durchbrach, spürte er sein kommen. Es kündigte sich durch ein leises Summen an, ein Vibrieren, das den ganzen Körper erfasste. Der Asphalt auf dem er saß, die Backsteinmauern an denen er lehnte, waren ein guter Überträger. Sie nahmen die Schwingungen auf und gaben sie an alles, was auf ihnen ging, stand und saß oder an ihnen lehnte, weiter.

Bonifatius atmete tief ein und aus. Alles um ihn herum erlosch, aller Lärm wurde nichtig, die Welt um ihn herum verschwand. Einzig diejenigen Töne, die die schwere Klöppelkugel beim Anschlag an den Schlagring hervorbringt, waren jetzt noch wichtig. Das Leid des Tages verschwand, der Schmerz der die Seele in der geballten Faust gefangen hält, wird leicht wie ein Vogel, der leise singend in den Himmel gleitet. Der Körper, jenes schwere, irdene überfrachtete Gefäß, sprengt seine Grenzen und wird schwerelos.

Dann, ja dann, lächelte Bonifatius, das erste und einzige Mal am Tag.

II.

Eine kühle Brise nahm dem langsam verblassenden Sommertag die drückende Schwüle.

Die Luft in dem schmalen, höhlenartigen Treppenhaus war angefüllt vom Staub der Jahre in denen sich niemand mehr darum gekümmert hatte, wie es hier aussah. Alles hier atmete Verwahrlosung, Misserfolg, Scheitern. Die Farbe der Wände war verblast, der Putz, auf der sie einmal von hoffnungsfrohen Handwerkerhänden

aufgetragen worden war, bröckelte und legte den nackten Backstein frei, der dem Betrachter wie zum Hohn entgegenbleckte. Ein Blick unter eine dämonenhafte Fratzenmaske, der nur bestätigte, was man schon geahnt hatte, dass auch das Gesicht darunter hässlich und entstellt war.

Eine Tür ohne Farbe, das nackte Holz, mit einem Fenster aus Milchglas, auf das jemand ungelinker Hand, mit schwarzer Farbe, Buchstaben gekritzelt hatte.

**L. Preszinski,
Kredite aller Art
Unternehmensberatung**

Hinter der Tür ein quadratischer Raum, nicht mehr als acht Quadratmeter mit zwei Fenstern, die hinaus zur Straße gingen. Ein Aktenschrank mit Rollltür, zwei alte Schreibtische, die niemals schön, nun in erbarmungswürdigem Zustand, im Zimmer vegetierten. Dem Sperrmüll gerade noch von der Schippe gesprungen. An einer Wand aufgereiht wie im Wartezimmer eines Arztes, der schon lange keine Patienten mehr gesehen hatte, billige Stühle und über ihnen an der Wand, als wolle jemand der ganzen Schäbigkeit zum Hohn die Krone aufsetzen, der grün und gelbstichige Kunstdruck eines Bildes von van Gogh. Ein Museum des Elends.

Neben dem Rollschrank eine weitere Tür, halb angelehnt. Dahinter ein schmaler langer Flur, und weitere Türen, die zu Zimmern führten, die in keinem besseren Zustand waren. Am Ende eine Tür, die zu einem weiteren Hausflur führte.

In einem dieser Räume saß der Tote, aufrecht in einem Bürostuhl; ein schwerer, massiger Körper, hineingezwängt in das Büromöbel wie in ein Korsett, der noch im Tode den kleinen fensterlosen Raum beherrschte. Sein Kopf war zur Seite geneigt, als betrachte er versunken einen interessanten Gegenstand. Doch er sah nichts mehr, die in ungläubigem Erstaunen weit aufgerissenen Augen starrten ins Leere, der offene Mund war verstummt. Die Kugel, die in seinem Kopf steckte, hatte einen endgültigen Schlusstrich gezogen. Leichenblässe kennzeichnete jetzt die Haut des völlig haarlosen Kopfes, dessen Gesicht beherrscht wurde von einer einst stattlichen, seit früher Jugend durch einen gewaltsamen herbeigerufenen Bruch des Nasenbeins verunstalteten Nase. Ein reichlich doppeltes Kinn und ein

fleischiger Stiernacken überlappten den gestärkten Kragen eines blauen Hemdes, der fast unter den Fleischmassen verschwand aber dafür sorgte, dass der Körper, nun, fern jeden halt gebenden Lebens, schlaff in sich zusammensank.

Kann der Tod schön sein? Dieser hier jedenfalls war es nicht.

Die Wunde, die die auf der linken Seite etwas oberhalb der Schläfe in den Kopf eingedrungenen Kugel gemacht hatte, widersprach vehement jedem Bild eines ästhetischen Schönheitsideals. Definitiv. Über ein Loch mit geschwärzten Rändern, aus denen ein schmaler Fluss erstaunlich hellen Blutes floss, kann man nicht diskutieren. Es ist da und schafft so eine ganz eigene Realität, mit der man sich auseinandersetzen muss.

In diesem Fall tat dies zur Zeit die Spurensicherung der Kölner Kriminalpolizei, die sich gewissenhaft in Kompaniestärke der Faktenlage annahm.

In zweites Zimmer, diesem direkt gegenüber. Eine Frau, grazil, mit dunklem, vollem Haar, das in Kaskaden bis auf die Schultern fiel, gekleidet in ein schwarzes Kostüm, als hätte sie das Kommende geahnt. Die Haut ihres Gesichtes, so hell, fast weiß, als hätte sie seit Monaten kein Sonnenstrahl berührt, leuchtete vor dem Chiaroscuro eines staubgetränkten Hintergrunds. Ein Sujet, eines Caravaggio würdig. Ihre Hände zitterten. Aufmerksam, aus von langen, nachtblau schimmernden Wimpern eingefassten Augen, beobachtete sie das Geschehen. Kleine glitzernde Schweißperlen, Diamanten auf weißem Satin, bedeckten das ganze Gesicht und waren die einzigen Zeichen ihrer inneren Aufgewühltheit. Sie trug Handschuhe, sehr dünne, schwarze Handschuhe, immer. Nicht weit entfernt von ihr ein Mann, schmallippig, hakennasig, das angegraute Haar weit hinter die hohe Stirn geflüchtet, stand er mit hängenden Schultern ganz unbestimmt im Zimmer. Als sei es ihm peinlich Zeuge des Geschehenen zu sein, hielt er den Blick gesenkt. Seine langen Arme baumelten wie die zu unnützen Nichtstun verdamnten Gliedmaßen einer unbenutzten Marionette seitlich des langen Oberkörpers.

Es herrschte gedankenschwere Stille vor. Sie war so schwer, schien so unheilschwanger, dass man sie mit Händen greifen konnte. Zwei Menschen, die der Tod gemeinsam in einen Käfig sperrte. Ludmilla Preszinski, die Frau des Toten. Die Frau, die nun eine Witwe war. Und Werner Jongen, sein engster Mitarbeiter.

Hauptkommissarin Elise Brandt stand an einem der geöffneten Fenster und sah hinaus auf die Straße. Die Luft, die von außen ins Gebäude drang, brachte den konsequent präsenten Staub ins Wirbeln und hüllte sie in einen dichten, nebelartigen Schleier, der ihrer sehr realen Existenz etwas phosphorisierend geisterhaftes gab. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und ihr Blick war geradezu gefesselt von einer zusammengesunkenen Gestalt, die direkt dem Haus gegenüber in dem sie sich befand, neben den hohen Pforten der Kirche saß, die das ganze Viertel von jeher beherrschte.

Köln, die Heilige, die Stadt der Kirchen und Klöster. Überall waren sie einst gewesen, hatten das Stadtbild beherrscht, und ihre Glocken, in den Zeit vor der Diktatur der Uhren, das Tagesgeschehen begleitet, ja, bestimmt.

Er schien auf etwas zu warten. Ja, so kam es ihr vor. Ganz ruhig, fast unbewegt, saß er da auf seinem Platz, der ihm seltsam zugehörig wirkte. Die abgerissenen, befleckten Kleider, Jeans, dunkelrotes Kapuzenshirt, schienen ihn als Obdachlosen auszuweisen, einen von vielen, wie sie die Stadt kannte. Sie hielten sich gern im Eingangsbereich von Kirchen auf, hofften auf die Freizügigkeit christlich gesinnter Menschen und die Mildtätigkeit der Pfarrer. Er war barfuß und die Fußsohlen der bloßen Füße wund gelaufen. Unter der bunten Strickmütze, die er auf dem Kopf trug, lugte, fast trotzig, langes, braunes, verfilztes Haar hervor. Wie das oft bei den Obdachlosen ist, war sein Alter schwer zu schätzen. Er war nicht jung, nicht alt. Ein vom Meer des Lebens angeschwemmtes Treibgut, einstmals poliertes, edles Holz, das längst von Wind und Wetter und dem Salz der See verwittert war. Seine Augen waren geschlossen und er wirkte als sei er in ein Gebet vertieft oder über ein sonstige Meditation aus.

Er wartet auf etwas...

„Frau Brandt?“

„Ja?“ Sie wandte den Blick noch immer nicht von der Straße ab.

„Wir sind jetzt soweit fertig.“

Fast widerwillig drehte sie sich um. Ein junger Mann in strahlend weißem Overall war durch die zweite hintere Tür in den Raum gekommen. Die Helligkeit seiner

Aufmachung prallte der muffigen Dunkelheit des Raumes entgegen. Frontalzusammenstoß.

„Viel gibt es nicht.“

Elise nickte. Sie hatte nichts anderes erwartet.

„Tot durch einen Schuss in den Kopf. Direkt aufgesetzt. Die Waffe ist Massenware. Bericht folgt.“

„Ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen?“

„Was meinen Sie?“

„Nichts bestimmtes. irgendetwas.“

„Es ist ziemlich heiß und stickig in dem Zimmer. Es hat kein Fenster. Wenn wir nicht Sie als Ohrenzeugen hätten, würden wir Schwierigkeiten mit der genauen Bestimmung der Todeszeit bekommen.“

„Wie war die Luft im Zimmer?“

„Ich sage doch, heiß und stickig. Es riecht ziemlich muffig. Ein seltsamer Geruch nach altem Schweiß und billigem Deodorant.“

„Sonst nichts?“

Der junge Mann zuckte mit den Schultern.

Wenn wir Sie nicht als Ohrenzeugen hätten...

Der laute Knall des Schusses klang jetzt noch in Elises Ohren nach. Ein ihr wohl bekanntes Geräusch, ein Geräusch das sofortiges Handeln forderte, ja, danach schrie. Nur zwei Minuten später sah sich Elise dem Toten gegenüber. Und in die schreckensstarr geweiteten Augen der zweiten Frau im Zimmer. Elise sah, wie sich langsam das Erkennen in diesen Augen breit machte, es sickerte von oben, ganz langsam, wie ein stetiger Wasserstrom aus dem Gehirn langsam hinab. Ihre schwarz behandschuhten Finger verkrallten sich ineinander. Eine Frau, ein Revolver, ein lauter Knall und ein Toter, gemeinsam in einem Raum. Sie schloss die Augen.

„Klare Sache. Wollen Sie sie sofort mitnehmen?“

Klare Sache...

Elise liebte solche Äußerungen nicht. Was war schon wirklich klar im Leben? Wie viele Wahrheiten gab es? Was war wirklich so, wie es aussah?

„Ich will mit meinem Anwalt sprechen.“

Ludmilla Preszinski hatte eine erstaunlich dunkle Stimme, mit einem harten, osteuropäischen Akzent. Die Worte fielen ihr aus dem Mund wie Gesteinsbrocken.

„Wollen Sie die Tat gestehen?“

„Nein. Ich habe meinen Mann nicht erschossen.“

„Dann können wir noch warten, mit dem Anwalt.“

„Warten? Worauf?“

Warten?

Unvermittelt wandte Elise sich ab und verließ den Raum.

III.

Bonifatius hob erst den Kopf, als Elise sich neben ihn auf den Bürgersteig setzte und den Rücken an die von der Sonne gewärmte Backsteinwand der Kirche lehnte. Ein seltsamer Geruch, eine Mischung aus billiger Seife und Desinfektionsmittel, ging von ihm aus, der die Luft um ihn herum anreicherte.

Er sah zu ihr hinüber. Was dachte er? Entsprach sie nicht seinem Bild einer Polizistin, so wie sein Geruch nicht dem entsprach, was Elise von einem Obdachlosen erwartet hätte?

Als sie begann, war sie die jüngste Hauptkommissarin gewesen, die Köln jemals gehabt hatte.

Sie war noch immer jung, wenn auch nicht mehr so jung wie damals. Wie viele Jahre wogen die Wunden auf der Seele, die ihr der Beruf geschlagen hatte?

„Nicht viele von euch wären gekommen.“

Er sprach ohne sie dabei anzusehen.

„Von uns?“

„Bullen.“

„Ach ja, natürlich.“

„Aber du bist gekommen.“

„Ja, ich bin gekommen. Sagst du mir deinen Namen?“

„Man nennt mich Bonifatius.“

„Bonifatius?“

„Den Heiligen an den Pforten. Ich bin immer vor den Kirchen. Das ist mein Refugium, sozusagen, die Kirchen.“

„Worauf wartest du, heiliger Bonifatius?“

„Warte ich?“

„Ja.“

Bonifatius legte den Kopf in den Nacken, bis er an die Mauer des Gotteshauses stieß. „Weißt du, die Menschen glauben, die Glocken klingen immer gleich.“

„Die Glocken?“

„Die Glocken der Kirchen. Sie waren einmal die Verkörperung des Laufs der Zeit, die Glocken. Sie läuteten den Tag ein, läuteten zu Mittag und zum Abend. Wenn ein Feuer ausbrach läuteten sie und wenn der Tod kam auch. Sie bestimmten den Ablauf des Tages der Menschen. Sie waren wichtig.“

„Früher.“

„Ja, früher.“

„Und heute? Die Menschen hören sie nicht mehr. Sie sind nur noch ein Teil des Ganzen, der großen Symphonie des Alltags.“

„Aber du, du hörst die Glocken?“

„Ja.“

„Du wartest darauf, dass sie läuten.“

„Ja.“

„Und sie klingen für dich nicht immer gleich?“

„Oh nein! Sie klingen anders, wenn es warm ist oder kalt. Morgens klingen sie aufmunternd und Abends, ja Abends sind sie müde vom Tagwerk.“

„Und heute? Wie klingen sie heute?“

Bonifatius richtete sich auf und blickte zum Himmel hinauf. „Sie haben den Tod gesehen.“

Ganz langsam streckte Elise die Hand aus, erfasste vorsichtig sein von einem Dreitagebart kratziges Kinn und zog den Kopf in ihre Richtung. Ihre Blicke begegneten sich. Bonifatius' Augen waren von einem Grau, wie sie der Himmel an

einem wolkenverhangenen Tag hat, ein Grau, hinter dem man das Blau des Horizonts erahnen konnte.

„Was hast du gesehen?“

Bonifatius schüttelte heftig den Kopf.

Elise verstand nicht.

„Du stellst die falschen Fragen“, sagte der Obdachlose und ließ seinen Blick an der Fassade des Hauses ihnen gegenüber hinauf und hinabgleiten. „Es wäre besser für dich, wenn ich dir sage, was ich nicht gesehen habe.“

Plötzlich erhob er sich. Elise hielt ihn nicht auf. Sie wusste wo sie ihn wiederfinden führte, den heiligen Bonifatius, den Heiligen an den Pforten.

IV.

Ein Zinswucherer. Ein Schwein. Es gab sicher nicht viele, die etwas Gutes über Ladislaus

Preszinski zu sagen hatten. Er war einem Geschäft nachgegangen, in dem man sich nicht viele Freunde machte. Der Strom der Armseligen, die das Leben ins Abseits gedrängt hatte, die tagtäglich sein schäbiges Büro belagerten, riss niemals ab. Sie lieferten sich ihm aus, mit vollem Bewusstsein, weil sie wussten, dass es keinen anderen Ausweg mehr gab. Die verlockende Küste, die den Schiffbrüchigen die Rettung versprach. Eine Küste in deren dichtem Buschwerk schon die Kannibalen lauerten.

Eine klassische Karriere, ein junger Mann ohne große Perspektive, Türsteher im Rotlichtmilieu, Leibwächter für Zuhälter, der die Chance ergreift, die sich ihm am Wegesrand bietet. Nicht dumm, natürlich. Es ist jene Form von praktischer Schläue, die einen oft im Leben weiter bringt als akademische Grade. Und als Sahnehäubchen obendrauf, die dazugehörige Portion Skrupellosigkeit.

Am Ende dieses gierigen, brutalen Weges war er ein reicher Mann. Und doch, wie das oft ist, einen Schritt zu weit gegangen. Denn Gier ist ein gefräßiges Tier, das immer wieder Nahrung braucht, mehr und mehr. Preszinski hatte sich mit Leuten eingelassen, die viel von solcher Nahrung versprochen, ohne zu Bedenken,

dass alles einen Preis hat. Die Rechnung, die zum Schluss kam, war zu hoch für ihn gewesen. Er verließ sein Land und tauchte unter, wurde zum Flüchtling. So strandete er irgendwann in Köln, unter anderem Namen, und doch, tief im Inneren der Gleiche und tat das, wovon er am meisten verstand und wofür es in jedem Land, zu jeder Zeit, einen Markt gab.

Ein Zinswucherer. Ein Schwein. Das war er und das blieb er.

Die armselige Kulisse bot ihm nicht nur Schutz vor seinen Verfolgern, sie war auch für die, die sich ihm auslieferten, der passende Rahmen. Dies war kein Geschäft für Hochglanz und Hightech.

Wie kommt man heran, an einen solchen Mann, den man inzwischen in mehreren Ländern suchte? Denn er war nicht nur ein Verfolgter, er war auch ein Zeuge, Zeuge wichtiger

Vorgänge. Er hatte einen Blick hinter die Kulissen getan, hinter die die Ordnungsmacht nur selten schauen konnte. Eine Frage der Zeit, bis man den Aufenthaltsort Preszinskis herausgefunden hatte. Das Amtshilfegesuchen der polnischen Behörden viel in Köln auf fruchtbaren Boden. Das Zeitalter der Globalisierung, des vereinigten Europa, das die Grenzen aufweichte und in der um Hilfe suchend ausgestreckte Hände ergriffen wurden.

Woltan Lukasiewicz, ein martialisch anmutender Hüne mit mongolischen Vorfahren, die ihm einen grimmigen Blick aus dunklen, wilden Augen hinterlassen hatten, reiste von Warschau nach Köln und landete eines Morgens wie ein gefallener Meteor in Elise Brandts Büro. Er war Leiter der Abteilung für organisiertes Verbrechen, Kummer gewohnt und Geduld war nicht seine stärkste Tugend.

Elise konnte ihn davon überzeugen, das ganze mit Bedacht anzugehen. Auch über Umwegen, kann man zum Ziele gelangen. Und dieser Umweg hieß Werner Jongen. Es gab nur zwei Menschen, die einen wirklich engen Kontakt zu Preszinski hatten, seine Frau Ludmilla, eine ehemalige Prostituierte, die ihm irgendwann nach Köln nachgefolgt war und der unscheinbare Jongen, ein Mann wie Wasser so durchsichtig, in dem sich seine Umgebung spiegelte, so dass er selbst vollkommen

verschwand. Eine perfekte Besetzung, Jongen war Buchhalter, eine gescheiterte Existenz, in einem Alter ohne Perspektive und somit Preszinski ausgeliefert. Tag für Tag saß er in diesem schäbigen Vorzimmer, anderen gescheiterten Kreaturen gegenüber, prüfte, entschied wer zu Preszinski vorgelassen wurde. Sein Gesicht war bald so grau wie seine abgetragenen Anzüge, das was von seinem Rückgrat übrig geblieben war, hatte er in einem der verstaubten Aktenschränke abgelegt. Rollltüre geschlossen, Schlüssel fortgeworfen.

Das ist unser Mann.

Woltan Lukasiewicz hatte Elise aus hungrigen, nach Taten gelüstenden steppenwolfsaugen skeptisch angesehen, sie aber schließlich gewähren lassen. Denn er spürte ihre Sicherheit. Und Elise war sich sicher. Ludmilla war eine kluge, selbstbewusste Frau, die zu viel zu verlieren hatte. Jongen war ihr Mann.

Lukasiewicz feurige Ungeduld, wurde auf eine harte Probe gestellt. Es dauerte, bis Elise Werner Jongen so weit hatte, bis er bereit war den entscheidenden Schritt zu tun. Cholerny!, das polnische Verdammt!, wurde zu Lukasiewicz Lieblingswort.

So misstrauisch Preszinski auch war, er kam in letzter Zeit sogar nur noch selten ins Büro, Jongen vertraute er. Er war sein Geschöpf, sein privater aus Lehm geformter Golem, ohne eigenständigen Willen. Bis zu jenem Tage, am dem die Marionette ihre Fäden zerschnitt und auf eigenen Füßen ein Zimmer weiter ging, die Türe des antiquierten Safes öffnete und die Unterlagen herausnahm, auf die Elise und ihr polnischer Kollege so dringend warteten.

Jetzt hielten sie das in der Hand, was Preszinski so unter Druck zu setzten vermochte, dass er keine andere Wahl mehr hatte, als mit ihnen zusammen zu arbeiten.

Noch einmal warteten sie, bis der Anruf Jongens kam. Um Punkt vier Uhr, würde Preszinski in seinem Büro sein. Ein wichtiger Kunde, den selbst zu bearbeiten, er sich nicht entgehen lassen konnte. So hatte Jongen es ihm vorgegaukelt.

Showdown. Um Punkt vier Uhr stand Elise vor Jongens Schreibtisch. Preszinski kam immer durch die zweite Tür am Ende des Flures. Ein kurzes, einmaliges Läuten des Telefons zeigte Jongen an, dass er nun da war. Um Punkt vier Uhr, starrten beide, Jongen und die Hauptkommissarin, gebannt auf das Telefon auf

Jongens Schreibtisch. Und um Punkt vier Uhr zerriss ein Knall die von Spannung knisternde Szene.

Cholerny!, sagte Lukasiewicz später in Elises Büro.

V.

„Du bist wieder da.“

„Ja. Natürlich.“

Elise setzte sich wieder neben Bonifatius auf den Boden. Eine andere Kirche, eine andere Pfote, die gleiche Szene.

„Hast du das Böse gefangen?“

„Viele glauben es.“

„Aber du nicht.“

„Nein. Ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil es zu offensichtlich ist. Weil der, der den Spatz in der Hand hält, die Taube nicht mehr sieht, die ihm das Dach voll schießt. Verstehst du, heiliger Bonifatius? Irgendjemand hier in dieser Geschichte will mich leimen. Und darum muss ich wissen, was die Glocken sagen. Du hast gewartet. Du hast auf die Glocken gewartet. Und in dieser Zeit hast du gesehen. Was hast du gesehen?“

„Ich habe alles gesehen. Jeden Tag. Ich habe die Menschen gesehen, die in das Haus gegangen sind. Ich wusste schon, wenn sie kamen, wohin sie gehen würden. Ihr ganzer Körper war Demütigung, Verzweiflung, manchmal haben sie geweint, wenn sie wieder rauegekommen sind. Ich habe sie die Schatten genannt. Und ich habe den Glockenmann gesehen. Jeden Tag. Er war wie die Glocken. Er kam immer zur gleichen Stunde. Mittags ging er zur gleichen Stunde hinaus und kam zur gleichen Stunde wieder. Und Abends ging er zur gleichen Stunde wieder fort. Ein Uhrwerk. Niemals zu früh und niemals zu spät. Tag für Tag. Niemals eine Ausnahme.“

„Und gestern?“

Bonifatius hob langsam den Kopf gen Himmel. „Gestern Mittag kam er nicht. Er kam nicht hinaus und er ging nicht hinein. Er ist nicht gekommen.“

VI.

Noch am gleichen Tag, ließ Hauptkommissarin Elise Brandt Werner Jongen aufgrund des Verdachtes der Ermordung von Ladislaus Preszinski verhaften. Die Verhöre waren kurz. Jongen leistete wenig Widerstand, nachdem ihm Elise ihre Schilderung vom Ablauf des Mordtages gegeben hatte. Er hatte Preszinski schon viel früher, zur Mittagszeit, ins Büro bestellt. Wie er es jeden Mittag tat, war er, obwohl noch Schuldner im Vorzimmer warteten hinausgegangen, um seine Mittagspause zu machen. Jeder der drei konnte das bezeugen. Doch er verließ das Haus nicht. Der heilige Bonifatius an den Pfoten sah ihn nicht. Stattdessen war er durch das labyrinthische Dunkel der Gänge des verwinkelten Hauses geschlichen, so wie es Preszinski auch tat, um seinen Verfolgern entgehen zu können. Zweifellos hatte er sich deshalb dieses alte Haus als Firmensitz gesucht. Jongen war durch die zweite Tür am Ende des Ganges zurückgelangt, hatte Ladislaus Preszinski mit der Waffe, auf die er einen Schalldämpfer gesetzt hatte, erschossen und war den gleichen Weg zurückgegangen. Die hohen Temperaturen in dem fensterlosen Raum, würden später eine Bestimmung der genauen Todeszeit schwierig machen.

„Das war das erste, was mir auffiel, sagte Elise später zu Woltan Lukaszewicz, „kein Pulvergeruch. Ich war eine Minute nach dem Schuss im Raum und es roch nach allem möglichen, nur nicht nach Pulver. Um ein perfektes Alibi zu haben brauchte Jongen Zeugen für den angeblich tatsächlichen Mord. Und wer eignete sich besser, als eine Hauptkommissarin der Kölner Kriminalpolizei? Er hatte alles bis aufs kleinste geplant. Er bestellte Ludmilla für exakt vier Uhr in das Büro ihres Mannes. Wie er, würde sie durch die Hintertür kommen. Ein brutaler Zuhälter hatte ihr in ihrer aktiven Zeit einmal die Hände mit Säure verätzt, und sie trug immer, auch im Sommer, Handschuhe. Also würde es keine Pulverspuren an ihren Händen geben. Als sie in den Raum trat, fand sie ihren toten Mann und im gleichen Augenblick ertönte der Knall. Eine hübsche kleine technische Spielerei, exakt ausgerichtet, gar

nicht kompliziert. Wir haben alles nötige, gut versteckt, hinter der Vergitterung einer stillgelegten Klimaanlage gefunden. Bei einer Person wie Ludmilla, mit ihrer schillernden Vergangenheit, würde sich ein Motiv finden, dessen war sich Jongen sicher. Er hatte lange auf diesen Augenblick gewartet. Nur deshalb war er zu Preszinski gegangen, hatte sich ihm ausgeliefert, sich zu seinem willigen Assistenten gemacht. Er wollte ihm so nahe wie möglich sein. Er wusste, irgendwann würde seine Chance kommen. Und dann traten wir auf den Plan. Und da wurde ihm klar, jetzt war seine Stunde gekommen. Näher kam er seinem Ziel nicht mehr. Das Motiv? Jongen hatte einen Sohn, der sehr krank war. Um eine Therapie bezahlen zu können, die die Krankenkassen nicht übernahmen, war seine Frau ohne sein Wissen unter ihrem Mädchennamen zu Preszinski gegangen. Dann hatte Jongen seine Arbeit verloren. Ein Teufelskreislauf setzte sich in Gang. Am Ende war sein Sohn tot und seine Frau hatte sich das Leben genommen. Für Jongen gab es nur noch eines: Rache. Und wir lieferten ihm die Möglichkeit.“

„Cholerny!“, sagte Lukasiewicz.

Erschöpft ließ sich Elise am Ende des Tages neben Bonifatius auf den Bürgersteig fallen.

„Du hast das Böse gefangen?“, fragte er.

Die Hauptkommissarin nickte.

„Und jetzt?“

„Wir warten.“

„Worauf?“

Sie schloss die Augen. „Auf die Glocken.“